

MAZO DE LA ROCHE

DIE
WHITEOAK
SAGA

DAS UNERWARTETE ERBE



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin:

Über dieses Buch

Über die Reihe

Über die Autorin

Titel

Impressum

1. Finch benimmt sich schlecht
2. Das Lotterielos
3. Das nächtliche Haus
4. Die Theaterprobe
5. Freunde
6. Finchs Triumph
7. Ein merkwürdiges Orchester
8. Finch muss beichten
9. Durchgebrannt
10. Die Reise nach New York
11. Heimweh
12. Unerwartete Begegnung
13. Die Brüder
14. Alayne sieht Jalna wieder
15. Minny Ware
16. Hilflöse Liebe
17. Die chinesische Göttin
18. Eine Court und Angst?
19. Ein stiller Tag
20. Ist Finch mit einer Glückshaube geboren?

21. Sonnenaufgang
22. Renny und Alayne
23. Pläneschmieden
24. Finch und Eden werden Freunde
25. Brücke zu neuem Leben
26. Entwirrte Herzen

Weitere Titel der Autorin:

Stürmische Zeiten
Ein neues Leben

Über dieses Buch

Alayne hat sich von ihrem Ehemann Eden getrennt und genießt ihre neu gewonnene Freiheit. Aber die Geschicke der Whiteoak-Familie lassen die junge Frau nicht los – denn der junge Finch Whiteoak braucht Alaynes Hilfe. Sie kehrt nach Jalna zurück, wo schon bald ihr Verlangen nach Renny, dem Bruder ihres Mannes, aufflackert ... Wird die Leidenschaft über die Vernunft siegen?

Über die Reihe

Die epische Familiensaga schildert das Leben, die Liebschaften und die Intrigen der kanadischen Whiteoak-Dynastie, deren Herz das Jalna-Haus ist.

Über die Autorin

Die kanadische Autorin Mazo de la Roche (1879-1961) schildert in ihrer insgesamt 16 Romane umfassenden Familiensaga die wechselhafte Geschichte der irisch-englischen Einwandererfamilie Whiteoak, die weltweit als Jalna-Saga bekannt wurde. Dank ihres fesselnden Stiles und der lebendig dargestellten Charaktere wurde die Romanreihe außergewöhnlich populär und in über zwanzig Sprachen übersetzt.

Mazo de la Roche

Das unerwartete Erbe

Die Whiteoak-Saga

Aus dem Englischen von Lulu von Strauß und Torney



Digitale Erstausgabe

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Titel der kanadischen Originalausgabe: »Whiteoaks of Jalna«
Originalverlag: Little Brown, 1931.

Für die deutschsprachige Erstausgabe:
Copyright © der deutschen Übersetzung 1936 by Eugen Diederichs Verlag,
Köln.

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Lektorat/Projektmanagement: Kathrin Kummer
Covergestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg unter Verwendung von Motiven ©
Inrina Alexandrovna / shutterstock; Sareena Singh /shutterstock; helgafo/
shutterstock; Paladin12 /shutterstock
eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpfing (www.3wplusp.de)

ISBN 978-3-7325-8789-6

www.be-ebooks.de
www.lesejury.de

1. Finch benimmt sich schlecht

Von dem Drehkreuz aus, wo es die Einlasskarten gab, führte ein mit rot-weiß gestreiften Zeltleinen gedeckter Gang zur Halle des Kolosseums. Der Zementboden dieses Ganges war nass von vielen schmutzigen Fußspuren, und ein eiskalter Zug fegte hindurch.

Nur noch einzelne Nachzügler kamen jetzt, und unter ihnen der achtzehnjährige Finch. Sein Regenmantel und sein weicher Filzhut triefen, selbst die glatte Haut seiner mageren Backen glänzte vor Nässe.

In einem Riemen trug er ein paar Schulbücher und ein zerfleddertes Schreibheft. Er war sich peinlich bewusst, dass sie ihn als Schüler kennzeichneten, und wünschte sich innerlich, dass er sie nicht mitgebracht hätte. Er versuchte sie unter seinem Mantel zu verstecken, aber sie bildeten dort einen so abscheulichen Auswuchs an seinem Körper, dass er sie verlegen wieder herausholte und ganz sichtbar trug.

Drinne in der Halle fand er sich in einem Wirrwarr von Stimmen und lauten Fußritten und mitten in einer großartigen Blumenschau. Ungeheure Chrysanthemen, deren gelockte Blütenkelche in fremdartigen Farben brannten, herrliche blassrote Rosen, die zart in ihrer eigenen Vollkommenheit zu ruhen schienen, hängende dunkelrote Rosen, schwer von Glut und Duft, drängten sich an allen Seiten.

Sein verlegenes Lächeln noch auf den Lippen, wanderte Finch zwischen den Blumen umher. Ihre vornehme

Zartheit, vereint mit ihrer Farbenglut, erfüllten ihn mit einer Art zitternder Glückseligkeit. Er hätte nur gewünscht, dass nicht so viele Leute da wären. Ganz allein hätte er zwischen den Blumen umherstreifen mögen, ihren Duft mehr einsaugen als einatmen, ihre heitere Schönheit mehr eintrinken als betrachten. Eine hübsche junge Dame, reichlich zehn Jahre älter als er selbst, beugte sich über den riesigen Ball einer Chrysanthemumblüte, die in düster goldrotem Feuer brannte, und berührte sie mit der Wange. »Zum Anbeten!«, hauchte sie und warf einen lächelnden Blick auf den ungelinken langen Jungen neben sich. Finch grinste sie wieder an, aber er verdrückte sich. Doch als er sich vergewissert hatte, dass sie fort war, kehrte er zu der dunklen Blüte zurück und starrte hinein, als ob er darin irgendeine Essenz der weiblichen Anmut wiedersuchen wollte, die sie so zärtlich gestreift hatte.

Er wurde aufgeschreckt von dem Schall einer Männerstimme durch den Lautsprecher im inneren Teil des Gebäudes, wo die Pferdeschau im Gange war. Er sah auf seine Armbanduhr und entdeckte, dass es ein Viertel vor vier war. Mindestens die nächste halbe Stunde durfte er sich drinnen nicht zeigen. Er hatte die letzten paar Schulstunden geschwänzt, um noch etwas Zeit für die übrige Ausstellung zu haben, ehe die Nummern der Vorführung kamen, an denen Renny beteiligt war. Renny würde ihn dann ja erwarten, aber er würde ihm bestimmt aufs Dach steigen, wenn er merkte, dass er ein paar Stunden geschwänzt hätte. Finch war im vorigen Sommer durch die Reifeprüfung gefallen und er benahm sich jetzt Renny gegenüber äußerst demütig und bußfertig.

Er geriet in die Automobilausstellung. Wie er einen glänzend dunkelblauen Tourenwagen betrachtete, kam einer der Verkäufer herzu und fing an, dessen Vorzüge anzupreisen. Finch empfand es mit Verlegenheit und Vergnügen zugleich, so respektvoll behandelt und mit »Sir« angeredet zu werden. Ein paar Minuten stand er und

sprach mit dem Mann, versuchte dabei so sachverständig wie möglich auszusehen und seinen Bücherpack außer Sicht zu halten. Als er schließlich weiterschlenderte, warf er sich in den Rücken und nahm eine Miene männlichen Gleichmuts an.

Für die Ausstellung von Äpfeln und die Goldfische in Aquarien hatte er nur einen halben Blick. Es fiel ihm ein, dass er die Käfige mit den Silberfüchsen ansehen könnte. Eine lange Treppe führte in diese Abteilung. Hier oben unter dem Dach war eine andere Welt, eine Welt, die nach Desinfektionsmitteln roch, eine Welt voll blanker Augen, spitzer Schnauzen, dichtem, gestäubtem Fell. Alle steckten sie hinter dem starken Draht ihrer Käfige. Aufgerollt zu rundem Ball, aus dem just ein wachsames Auge herausspähte; kratzend im reinen Stroh, einen Weg aus dieser trübseligen Gefangenschaft suchend; aufrecht auf den Hinterbeinen, mit hochmütigen kleinen Gesichtern, die durch das Drahtnetz schnupperten. Am liebsten hätte Finch die Türen all der Käfige geöffnet. Er stellte sich diese wilde Flucht, das rasende Jagen über die herbstlichen Felder vor, das wütende Graben des Baus, das Verstecken unter der schützenden Erde, wenn er sie befreit hätte. Oh, wenn er sie nur freilassen könnte, zu rennen, zu wühlen, Junge zu werfen unter der Erde, wozu sie geschaffen waren!

Von Käfig zu Käfig schien geheime Botschaft zu gehen, dass jemand gekommen war, ihnen zu helfen. Wohin er sah, schienen erwartungsvolle Augen auf ihn gerichtet. Die kleinen Füchse gähnten, streckten sich, zitterten vor Erwartung. Warteten ...

Ein Hornruf klang von unten herauf. Finch kam zu sich. Er trollte sich weg, kehrte den Gefangenen den Rücken und stolperte die Treppe hinab.

Oben an der Treppe lehnte trübselig ein älterer Mann vor einer Kanarienvogel-Ausstellung. Er hielt den Jungen

an und bot ihm ein Los für die Lotterie an. Der Gewinn war ein schöner Vogel, ein guter Roller.

»Nur 25 Cents das Los«, sagte er, »und der Vogel ist 25 Dollar wert. Geradezu eine Schönheit. Hier sitzt er in seinem Käfig. Einen großartigeren Vogel habe ich nie gehabt. Sehen Sie bloß die Farbe und den Bau an. Und singen sollten Sie ihn hören. Was für ein Geschenk für Ihre Mutter, junger Mann, und in sechs Wochen schon Weihnachten!«

Finch dachte, wenn seine Mutter noch gelebt hätte, wäre das wirklich ein sehr hübsches Geschenk für sie gewesen. Er malte sich aus, wie er ihn in seinem glänzend vergoldeten Käfig einer schattenhaften, bezaubernden jungen Mutter von etwa fünfundzwanzig Jahren schenkte. Mit seinen hellen hungrigen Augen starrte er den Kanarienvogel an, der gut gefüttert, hübsch und schlank aussah, und murmelte etwas Undeutliches. Der Aussteller hielt ihm ein Los hin.

»Da, sehen Sie - Nummer 31. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn das eine Glücksnummer wäre. Zwei möchten Sie wohl nicht nehmen? Eigentlich könnten Sie ebenso gut gleich zweie nehmen.«

Finch schüttelte den Kopf und holte die 25 Cents heraus. Wie er die Treppe hinunterging, fluchte er über seine eigene Schwäche. Er war gerade knapp genug bei Gelde gewesen und brauchte es nicht auch noch zum Fenster hinauszuerwerfen. Er stellte sich Renny vor, wenn den einer beschwatzen wollte, ein Lotterielos für einen Kanarienvogel zu kaufen.

Nach dieser Ausgabe verzichtete er darauf, ein Programm für die Reihenfolge der Pferdeschau zu kaufen. Die billigeren Plätze waren schon so besetzt, dass er nur noch einen ganz weit hinten zwischen einem Gedränge von Männern und jungen Leuten bekam. Der Mann neben ihm war ziemlich angetrunken. Er hielt das dicke Heft des

Wochenprogramms so nah vor sein Gesicht, dass er fast mit der Nase darauf stieß.

»Verdammt undeutlich, das Programm«, brummte er, »eine Seite noch schlimmer als die andere.«

Das Schiedsgericht war drinnen im Ring schon im Gange. Hier und da auf dem lohebestreuten Platz standen Männer mit ihren Pferden am Zügel. Drei Schiedsrichter mit Notizbüchern in der Hand gingen langsam von Pferd zu Pferd und berieten bisweilen miteinander. Die Pferde standen unbeweglich bis auf eines, das ungeduldig tänzelte. Ein kräftiger Geruch nach Lohe und nach Pferden hing in der Luft, die noch kühl war trotz des dichten Gedränges der Zuschauer.

Der Mann mit dem Megafon rief die Namen der Preisträger aus. Bänder wurden ihnen überreicht, und sie verschwanden ebenso wie die geschlagenen Rivalen in den hinteren Regionen. Die Musik setzte ein.

»Verdammt unnützes Programm!«, murmelte es dicht an Finchs Ohr. »Kann nichts damit anfangen.«

»Vielleicht kann ich es«, sagte der Junge, der gern einen Blick in das Programm geworfen hätte, aber doch nicht gern im Gespräch mit solch einem Menschen gesehen werden wollte.

»Kauf dir doch selber eins!«, gab der Mann laut zurück. »Bild dir nicht ein, dass du bei mir schmarotzen kannst.«

Unter den näheren Zuschauern brach ein Gelächter aus. Finch ließ sich in seinen Sitz fallen, dunkelrot und beschämt. Er war geradezu dankbar für den ausbrechenden Lärm der Kapelle, der das Musikkreiten ankündigte.

Seine Stimmung hob sich, wie er die glänzenden Tiere, von Kavalleristen aus der Kaserne geritten, zierlich und hochmütig die schwierigen Wendungen ausführen sah. Er ließ sich von der schmeichelnden Harmonie von Ton, Bewegung und Farbe mitreißen. Die Lampen, die von der

hohen Decke herunterhingen, von Flaggen und Fähnchen umgeben, schwankten in den vibrierenden Wellen der Luft.

Die nächste Nummer war das Preisgericht über Pferde unter Damensattel. Es gab fünfzehn Bewerber, darunter Silken Lady, geritten von Finchs Schwägerin Pheasant Whiteoak. Sie kam ganz am Ende der Reihe, mit einer großen 15 auf weißem Schild am Gürtel. In Finch stieg ein plötzlicher Stolz auf, wie er Silken Lady um den Ring traben sah, in jeder Bewegung ihr edles Blut und ihren Lebensmut zeigend. Und auch Pheasant selbst sah er mit einer Art Besitzerstolz an. Wie ein schlanker Junge sah sie aus in ihrem braunen Rock mit Kniehosen, mit ihrem bloßen, kurz geschnittenen Haar. Wunderlich, wie jung sie wirkte, nach allem was sie durchgemacht hatte. Dieser Geschichte mit Eden, die Piers und sie beinahe auseinandergebracht hatte. Jetzt schienen die beiden sehr glücklich. Piers lag mächtig daran, dass Pheasant beim Springen gut abschnitt. Ein richtiger Dickschädel, Piers – eine Weile mochte er ihr das Leben verdammt schwer gemacht haben. Ein wahres Glück, dass Eden jetzt sicher aus dem Wege war. Unheil genug hatte er angerichtet – für Piers ein schlechter Bruder, ein schlechter Ehemann für Alayne! Aber das war nun alles vorbei. Finch richtete seine Aufmerksamkeit ganz auf die Reiter.

Ein dicker Mann in Oberstuniform exerzierte sie durch die verschiedenen Gangarten und ließ sie in langer Reihe, bald schnell, bald langsam, um den Ring kreisen. Pheasant blasses Gesicht wurde rosig. Vor ihr ritt ein kurzes rundliches Mädchen in tadellosem englischen Reitkostüm, mit einem blanken kleinen Glockenhut und schneeweißem Reitstock. Ein junger Mann neben Finch erzählte ihm, dass sie aus Philadelphia kam. Sie hatte ein auffallend schönes Pferd. Die Preisrichter waren schon darauf aufmerksam geworden. Finch sank der Mut, als das amerikanische Pferd rhythmisch über die Lohe hintrabte. Als die Reiter absaßen und in lässiger Haltung neben ihren Pferden

standen, hingen Finchs Augen wie gebannt an Pheasant und dem Mädchen aus Philadelphia.

Es kam, wie er fürchtete. Das blaue Band wurde dem Pferd des dicken Mädchens über den Zügel geheftet. Silken Lady bekam nicht einmal das zweite oder dritte. Sie fielen Pferden aus anderen Städten der Provinz zu. Pheasant ritt aus den Schranken mit dem Trupp der Besiegten, das kleine Gesicht unbewegt.

Jetzt kam das Damen-Jagdreiten an die Reihe. Eine heitere Erwartung klang aus den lustigen Trommelwirbeln. Die erste Reiterin trabte herein, die Tannenlohe stob unter den blanken Hufen ihres Pferdes mit dem kühn gebogenen Hals. Mit fröhlicher Sicherheit trabte es leicht auf das vier Fuß hohe Tor los. Aber im Augenblick, wo die Reiterin vor dem Sprung den Kopf vorbeugte, schwenkte es zur Seite und trabte friedlich um den Ring. Die Erwartung löste sich in Gelächter auf, das durch die Sperrsitze lief und in den hinteren Reihen laut ausbrach. Die Reiterin riss das Pferd scharf herum und ritt von Neuem auf das Tor los. Diesmal nahm das Pferd es ohne Schwierigkeit. Es kam auch glücklich über den Wall, dann die erste Hürde, aber als es über das Hindernis setzte, schlug es gegen die oberste Barre, dass sie krachend zur Erde polterte. Noch einen Versuch. Wieder das Scheuen am Tor, aber diesmal wurden zwei Barren mitgerissen. Ein Hornsignal klang. Reiterin und Pferd verschwanden, die erstere niedergeschlagen, das Tier sichtlich mit sich zufrieden.

Zwei weitere Bewerber kamen und verschwanden ohne Zwischenfall. Der nächste war das Mädchen aus Philadelphia. Das schöne Pferd wirkte zu groß für die rundliche Person in dem tadellosen Reitkostüm. Aber es verstand seine Sache. Es warf sich mit aller Kraft in den Sprung. Nur ein kleines Missgeschick in den zwei Runden – ein leichter Schlag über die Flanke. Sie trabte ab unter einem Sturm von Händeklatschen.

Dann kam Pheasant auf Soldier, dem Halbbruder von Silken Lady. Finch bekam Herzklopfen, als sie in die Arena trabte. Es war kein Spaß, Soldier zu regieren. Eigentlich kein Pferd für ein schwächtiges Mädchel von Neunzehn. Er näherte sich dem Tor seitlings und zeigte dabei die Zähne in einem fatalen Grinsen. Pheasant ritt ihn zum Start zurück und lenkte ihn dann wieder mit sanfter Ermutigung auf das Tor zu. Wieder scheute das Tier vor dem Sprung. Wieder riss Pheasant ihn herum und machte einen neuen Anlauf, aber diesmal jagte ihn ein scharfer Hieb dicht vor dem Tor darüber hinweg wie auf Flügeln. Dann flog er über jedes der hohen weißen Tore, dass die weißen Socken seiner Hinterläufe blitzten und sein gelbbrauner Schweif flatterte.

Finch grinste glücklich. Gute kleine Pheasant. Braver Soldier. Heftig stimmte er in den Beifallssturm ein, der sie begleitete. Aber trotzdem wartete er mit ängstlichen Augen auf die zweite Runde. Diesmal gab es kein Scheuen, nur ein schnelles triumphierendes Hinwegfliegen über Tor, Hecke, doppelte Hürde. Aber man konnte nie wissen, was Soldier einfallen würde. Vor dem letzten Tor wich er plötzlich seitwärts aus, galoppierte vorbei und verschwand unter Händeklatschen und Gelächter.

Das Mädchen aus Philadelphia, Pheasant und drei andere wurden für den Hochsprung aufgerufen. Alle fünf machten ihre Sache gut, aber das amerikanische Pferd war das Beste. Betrübt sah Finch ein, dass der Preisrichter recht hatte, als er ihm das blaue Band verlieh und Soldier nur das rote. »Aber so reiten wie Pheasant kann das Mädchen doch nicht«, dachte er.

Jetzt kamen die Herrenreiter hereingestürmt, grau und fuchsfarben, braun und schwarz, einer dicht hinter dem anderen. Ah, da war Renny! Diese hagere kräftige Gestalt, die aussah, als wäre sie verwachsen mit dem hochbeinigen Rotschimmel. Eine Welle von Erregung lief durch die Menge, wie ein Windstoß über ein Kornfeld. Als die

Musikkapelle plötzlich schwieg, nahm der Donner der Hufe den Rhythmus auf, mitreißender noch und stärker. Finch konnte es auf seinem Platz nicht mehr aushalten. Er schlüpfte zwischen den

Knien seiner Nachbarn durch bis zum Seitengang und die Stufen hinunter. Er drängte sich in die Reihe von Männern, die an der Barriere standen, welche die Rennbahn abschloss.

Hier sah die Lohe wie brauner Samt aus. Hier hörte man das Knarren des Leders, das Schnaufen und Schnarchen der glänzenden Tiere, ihr schweres Aufstöhnen, wie sie nach dem Sprung über die Hürde auf dem Boden landeten. Er starrte atemlos hinüber. Mit den Augen folgte er jedem Pferde, wie es hochflog, dem vorgebeugten Reiter, den beiden kraftvollen Geschöpfen, die wundervoll zu dem Bild eines Zentauren zusammenwuchsen.

Keine Weiber in diesem Wettkampf. Nur Männer. Männer und Pferde. Wie das Herz einem aufging!

Wie Rennys Pferd die Barriere nahm, die Hürde, durch die Luft flog, dumpf wieder auf die Hufe aufprallte und über den Lohgrund hindonnerte, die Nüstern weit, den Atem aus dem mächtigen Körper stoßend, schien es die Verkörperung wilder Urkraft. Und Renny mit seiner scharfen Nase, die Augen brennend in dem schmalen Fuchsgesicht, um die Lippen dies verkniffene Lächeln, das fast etwas Böses hatte, schien auch wie besessen von dieser wilden Kraft.

Der Tumult der dahinjagenden Pferde, deren Schnauben im Vorbeirasen in warmen Stößen sein Gesicht streifte, reißt seine Einbildungskraft mit, dass sie wie ein fantastischer Nebel zwischen ihm und der Wirklichkeit des Bildes vor ihm aufsteigt. Er sieht Rennys Stute, die eben auf ihn zugaloppieren, auf sich selbst losrasen anstatt auf das Ziel. Er sieht sie über sich, ihn zertrampelnd, unter ihren Hufen ihn zerstampfend, ihn vernichtend ... Sieht

seine Seele sich aus dem zerstampften Körper lösen, durchsichtig, schimmernd, seltsam gestaltet, wie sie auf das Pferd springt, hinter Renny, ihn mit Schattenarmen von wilder Kraft umklammert, sich mit ihm hoch über die im Ring herumjagenden Reiter hebt, über die beifallklatschenden Zuschauer, über die Lampen da oben, von denen farbige Wellen und düstern Himmel hinaufbranden. Die Trommeln wirbeln, die aufschwellende Musik der Hörner trägt sie ...

Er steht an das Geländer geklammert, ein hagerer Bursche mit hohlen Backen und hungrigen Augen, das eine knochige Schulterblatt unter dem Rock scharf vorstehend. Sein Ausdruck ist so merkwürdig, dass Renny, als er langsam auf seinem mit dem blauen Band geschmückten Rotschimmel durch die Bahn reitet und ihn dabei zufällig zu Gesicht bekommt, bei sich denkt: »Großer Gott, der Bengel sieht ja geradezu wie ein Idiot aus!«

Als Finch ihn unter den Gruppen von Männern und Pferden in der Einfriedung hinter der Arena aufsuchte, grüßte er ihn nur mit kurzem Kopfnicken. Er sprach weiter mit einem streng aussehenden Offizier in amerikanischer Leutnantsuniform. Finch war dieser Mann bei verschiedenen Hindernissprüngen aufgefallen. Er hatte den nächsten Preis nach Renny, das rote Band.

Finch stand bescheiden daneben und hörte ihrem Gespräch über Pferde und Jagd zu. Gegenseitige Bewunderung leuchtete beiden aus dem Gesicht. Schließlich sah Renny nach seiner Armbanduhr.

»Ich muss weiter. Übrigens, dies ist mein junger Bruder. Finch, Mr. Rogers.«

Der Amerikaner schüttelte dem jungen Menschen freundlich die Hand, sah ihn aber nicht gerade beifällig an.

»Scheint zu schnell zu wachsen«, bemerkte er zu dem älteren Bruder, als sie weitergingen.

»O ja«, antwortete Renny, »kein richtiges Mark in den Knochen«, und entschuldigend fügte er hinzu: »Er ist

musikalisch.«

»Studiert er Musik?«

»Angefangen hat er. Ich habe aber Schluss damit gemacht, seit er vorigen Sommer durchs Examen gefallen ist. Ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Seit er die Musik nicht mehr hat, wirft er sich auf die Schauspielerei. Scheint, dass er alles andere lieber tut als arbeiten. Wird aber wohl noch zurechtkommen, denke ich. Die hässlichsten Füllen, wissen Sie, werden manchmal ...«

Sie überquerten nun einen offenen gepflasterten Platz, der nur spärlich von den Scheinwerfern eines Autos erhellt wurde, das vorsichtig zwischen den von Stallknechten zum Stall oder zur Bahnstation geführten Pferden seinen Weg suchte.

Renny Whiteoak und der Amerikaner trennten sich, und Finch, der hinterhergetrollt war, kam an seines Bruders Seite.

»Verdammt kalt jetzt!«, murmelte der Junge.

»Kalt!«, rief der Ältere verwundert aus. »Heiß ist mir! Das ist das Unglück mit dir, dass du nicht genug Bewegung hast. Sport müsstest du treiben, dann hättest du bessere Blutzirkulation. Ein eben geworfenes Fohlen könnte es nicht kalt finden heute!«

Aus dem Auto, dem sie sich eben näherten, rief eine Stimme: »Bist du da, Renny? Ich dachte, du kämst überhaupt nicht mehr. Ich bin eiskalt geworden.« Es war Pheasant. Renny stieg ein und machte Licht. Finch kletterte herein neben das Mädchen.

»Ihr seid mir ein Paar!«, sagte Renny und schaltete die Kuppelung ein. »Ich müsste euch in ein Nest von Watte setzen, was?«

»Jedenfalls«, beharrte sie kläglich, »ist es sehr schlecht für das Baby, wenn ich mich erkälte, und ich habe es schon viel zu lange allein gelassen. Kannst du den Wagen nicht anlassen?«

»Irgendwas ist mit seinen verdammten alten Eingeweiden nicht in Ordnung«, knurrte er, fügte dann aber hoffnungsvoll hinzu: »Vielleicht ist der Motor nur etwas kalt geworden.« Er hantierte heftig mit dem veralteten Mechanismus des Autos und machte zugleich in halblautem Schimpfen einem Hass von sieben Jahren Luft. Er liebte und verstand Pferde, aber die Launen eines Motors waren ihm unbegreiflich.

»Wie habe ich abgeschnitten?«, unterbrach ihn Pheasant.

Einen Augenblick kam keine Antwort, dann brummte er: »Ganz leidlich. Aber der Hieb für Soldier war nicht nötig. Ganz überflüssig.«

»Na, wenigstens hab ich den zweiten Preis.«

»Hättest den ersten kriegen können, ohne das. Himmel, ob ich diesen verdammten alten Kasten je nach Hause kriege!«

Pheasants Stimme klang entrüstet.

»Aber bedenk doch, das Pferd von dem amerikanischen Mädchen! Fabelhaft!«

»Ist Soldier auch!«, brummte ihr Schwager eigensinnig.

Finch lehnte in einer Ecke des Wagens, in niedergeschlagener Stimmung. Die dicke feuchte Dunkelheit der frühen Nacht, der Gedanke an die Arbeitsstunden in seinem kalten Schlafzimmer, die vor ihm lagen, fühlte er wie Hände, die aus schlammigem Grund nach ihm griffen und ihn herunterzerrten. Ausgehungert war er auch. Er hatte ein Stück Schokolade in der Tasche, und er überlegte, ob er es herausholen und in den Mund stecken könnte, ohne dass Pheasant es merkte. Er tastete danach, fand es und wickelte es vorsichtig aus dem zerrissenen Silberpapier, während ein wütender Ausbruch Rennys ihre Aufmerksamkeit abzog. Er stopfte es in den Mund, sankt tiefer in seine Wagenecke und schloss die Augen.

Eben fing er an, sich behaglich zu fühlen, als Pheasant ihm plötzlich ins Ohr zischte: »Widerliches kleines Schwein!«

Er hatte vergessen, mit ihrem scharfen Geruchssinn zu rechnen. Sie suchte in ihrer Tasche, holte eine Zigarettendose heraus, und im nächsten Augenblick erhellte der rasche Schein eines Zündhölzchens ihr kleines blasses Gesicht und zeigte den spöttischen Zug um ihre Lippen, die die Zigarette hielten. Süßlicher Rauch hing schwer in der feuchten Luft. Finch hatte am Nachmittag seine letzte Zigarette geraucht. Natürlich hätte er Renny um eine bitten können, aber solange der sich mit dem Auto herumärgerte, war es nicht gerade geraten, ihm mit einem Anliegen zu kommen. Jetzt warf sich der älteste Whiteoak mit verzweifelter Bewegung in seinen Sitz zurück.

»Wir können just so gut zu Fuß nach Hause gehen«, warf er kurz hin. Er zündete sich auch eine Zigarette an. Rauch und misshütiges Schweigen herrschten im Wagen. Der Regen schlug gegen die Scheiben, und mit jedem Schüttern der wackeligen Seitenfenster fegte ein kalter Zug herein. Die Lichter anderer Autos glitten verschwommen im Regen vorbei.

»Aber du warst famos, Renny«, sagte Pheasant, um die Stimmung etwas zu heben. »Und dass du das blaue Band gekriegt hast! Ich kam gerade dazu und sah das Ganze!«

»Kein Kunststück, zu gewinnen, mit dem Rotschimmel!«, sagte er. »Donnerwetter, das ist ein Gaul!« Und einen Augenblick darauf fügte er mit deutlicher Anspielung hinzu: »Freilich, wenn ich der Esel gewesen wäre, ihm eins überzuziehen, hätte ich wohl kaum mehr als den zweiten Preis gekriegt.«

»Oh, wie kalt ich bin!«, rief Pheasant aus, die den Anwurf unbeachtet ließ. »Und ich kann nichts denken als an mein armes kleines Baby!«

Finch ärgerte sich plötzlich heftig über die beiden, wie sie dasaßen und rauchten. Was hatten sie denn zu tun,

wenn sie nach Hause kamen? Sich in einem Stall herumlümmeln und ein kleines Wurm zu säugen. Während er sein elendes Gehirn mit Trigonometrie abrackern musste. Er schluckte das letzte Stück Schokolade herunter und sagte heiser: »Du warst ja mächtig intim mit diesem dummen amerikanischen Leutnant. Wer war der Bursche?«

Die flegelhafte Unverschämtheit seiner Worte erschreckte ihn selbst, schon während er sie aussprach. Er hätte sich nicht gewundert, wenn Renny sich umgewandt und ihm eins an die Ohren gegeben hätte. Auch aus Pheasants Ecke spürte er ein entsetztes Zusammenzucken.

Aber Renny antwortete ganz ruhig. »Ich kenne ihn von Frankreich her. Ein famoser Kerl. Hat auch viel Geld.« Und neidisch setzte er hinzu: »Und einen der besten Rennställe in Amerika.«

Pheasant stöhnte. »O mein armer kleiner Mooey! Soll ich denn nie zu ihm zurückkommen?«

Ihres Schwagers Ton wurde gereizt. »Mach dir klar, mein Kind, dass du entweder das Reiten in einer Pferdeschau aufgeben musst oder das Kinderkriegen. Beides zusammen geht nicht.«

»Aber ich habe doch beides erst voriges Jahr angefangen«, klagte sie, »und beides ist so wundervoll, und Piers will beides so gerne.«

Finch knurrte. »Könntest zur Abwechslung mal jemand anderen zitieren?«

»Wie soll ich das machen? Er ist der einzige Mann, den ich habe!«

»Aber nicht der einzige Bruder, den ich habe, und ich habe es satt, seine Worte vorgepredigt zu kriegen, als ob er der liebe Gott selber wäre.«

Sie beugte sich vor, ihr Gesicht war ein weißlicher Schimmer gegen die Finsternis.

»Wer so allein mit sich selber beschäftigt ist wie du, der will natürlich von keinem anderen etwas wissen. Wer ein

Stück Schokolade herunterschlingt, wenn eine junge Mutter ausgehungert neben ihm sitzt. Wer ...«

»Sag noch einmal ›Wer‹ und ich springe aus dem Wagen«, schrie Finch sie an.

Der Zank wurde durch einen heftigen Ruck abgebrochen. Der Motor war losgegangen. Renny stieß ein befriedigtes Grunzen aus.

Er kauerte hinter dem Steuerrad und starrte geradeaus in die Novembernacht. Als sie aus der Vorstadt heraus waren, lag die Landstraße fast verödet. Selbst in den Dörfern, durch die sie hinflitzten, waren die Straßen fast leer. Die endlose Weite von See und Himmel zur Linken war eine schwarze Finsternis, nur der Schein vom Leuchtturm blitzte herüber, und zwei düsterrote Lichter zeigten einen Schoner an, der gegen den Wind ankämpfte.

Seine Gedanken flogen voraus in den Stall zu Haus in Jalna. Mike, ein hübscher Wallach, war heute Morgen schlimm am Bein verletzt worden durch den Hufschlag eines böartigen neuen Pferdes. Er beunruhigte sich sehr um Mike. Der Tierarzt hatte gesagt, die Sache wäre nicht ungefährlich. Es lag ihm daran, schnell nach Haus zu kommen und zu hören, wie der Tag gewesen war. Er dachte an das neue Pferd, das das Unglück angerichtet hatte. Einer von Piers' Käufen. Ihm selbst hatte gleich der Blick nicht gefallen, den das Biest in den Augen hatte, aber Piers waren die Anlagen bei einem Gaul völlig gleichgültig, wenn er nur gut gebaut war. Piers würde seine Anlagen schon, ziehen wie es ihm passte. Das schien so seine Idee zu sein. Na, er sollte diesem neuen Klepper seine Anlagen austreiben und ihn kurzhalten. Renny machte sein finsternes Gesicht, das seine Großmutter immer zu dem begeisterten Ausruf bewegte: »Ein Court von Kopf bis zu Füßen, der Junge! Richtig wütend kann er aussehen, wenn ihm danach ist!«

Er dachte an ein Fohlen, das eins der Ackerpferde den Morgen geworfen hatte. Merkwürdige Geschöpfe: Pferde -

überhaupt die Natur an sich, merkwürdige Sache. Der Unterschied zwischen dem einen Gaul und dem anderen – einem Ackerpferd und einem Jagdpferd! Sonderbar, unbegreiflich auch die Verschiedenheit zwischen Gliedern derselben Familie. Seine jungen Stiefbrüder und er selbst. Viel schwieriger zu behandeln als Pferde, die Jungens, gar kein Vergleich. Eigentlich dürfte das nicht sein, sie waren doch das gleiche Fleisch und Blut, vom selben Vater gezeugt ... Aber gab es zwei Jungen, die ungleicher waren als der kleine Wakefield, so ein feinfühliges, zärtliches kluges Kerlchen, und der junge Finch, den man mit aller Gewalt weder zum Lernen noch zum Interesse für Sport bewegen konnte und der immer nur mit schläfrigen Gesicht herumträumte? In letzter Zeit war er wunderlicher und schlafmütziger denn je gewesen ... Und dann Piers. Piers war wieder ganz anders. Der derbe Piers mit seiner Liebe zu Pferden, zum Land. Darin verstanden sie sich gut, Piers und er, in der Passion für Pferde, der Anhänglichkeit an Jalna. Und Eden ... Er stieß einen Ton zwischen Knurren und einem Seufzer aus, wie er an Eden dachte. Nicht eine Zeile von ihm, seit er nach der Geschichte mit Pheasant verschwunden war, jetzt vor fast anderthalb Jahren. Das bewies so recht, was das Versemachen aus dem Menschen machen konnte – ließ ihn allen Anstand vergessen, einem Mädchen wie Alayne das Leben zu verderben. Was für ein schmähhliches Durcheinander war das gewesen, diese Geschichte! Piers war seitdem viel stiller, viel mehr zu Verstimmung geneigt, obgleich die Geburt des Kindes viel dazugetan hatte, dass die Sache wieder in Ordnung kam. Armes Wurm, das heulte jetzt wohl schon längst nach seiner Abendmahlzeit.

Er fuhr schneller trotz des schlüpfrigen Weges und rief über die Schulter zurück: »In zehn Minuten zu Hause, also Kopf hoch, Pheasant! Hat einer von euch eine Zigarette? Ich habe meine letzte geraucht.«

»Ich auch, Renny. Oh, was bin ich froh, dass wir fast da sind! Du bist ordentlich zugefahren, wenn man bedenkt, wie dunkel es ist.«

»Hast du eine, Finch?«

»Ich?«, rief der Junge, der sein eines knochiges Knie rieb, das vom langen Sitzen in der gleichen Stellung eingeschlafen war. »Ich habe nie welche. Ich kann sie mir nicht leisten. Ich brauche mein ganzes Taschengeld, das kann ich dir sagen, für die Bahnfahrten und mein Frühstück, und Gebühren hier und Gebühren da. Für Zigaretten hab ich nichts übrig.«

»Ist dir in deinem Alter auch viel gesünder!«, gab sein Bruder kurz zurück.

»Schokolade ist viel besser für dich«, zischelte Pheasant dicht an seinem Ohr.

Renny spähte durchs Fenster. »Da ist der Bahnhof«, sagte er, »wahrscheinlich hast du dein Rad da gelassen. Willst du es holen? Oder willst du lieber bei uns im Wagen bleiben?«

»Es ist ein scheußliches Wetter. Ich glaube, ich bleibe im Wagen. Nein - ich will - Himmel, ich weiß nicht, was ich tun soll.« Er starrte ratlos in die Nacht. Renny brachte den Wagen mit einem Ruck zum Stehen. Über die Schulter fragte er zurück: »Was zum Teufel ist mit dir los?« Renny streckte seinen langen Arm rückwärts und machte die Tür neben dem Jungen auf. »So«, sagte er mit einem drohenden Brustton in der Stimme. »Jetzt steigst du aus!«

Finch kletterte heraus und tat einen lächerlichen Hopser, als sein tauber Fuß auf den Boden kam. Er stand mit hängendem Kopf, wie die Tür zuknallte und der Wagen losfuhr, der noch einen Sprühregen von Straßenschlamm gegen seine Hosenbeine spritzte.

Schwerfällig und ganz voll Mitleid mit sich selber trottete er zur Station. In dem Raum hinter der Bahnmeisterei fand er sein Rad gegen die Waage gelehnt. Eigentlich wäre es gar kein übler Gedanke, sich zu wiegen,

dachte er. Die letzte Zeit hatte er täglich ein Glas Milch getrunken, in der Hoffnung, etwas Fett anzusetzen. Er stellte sich auf die Waage und suchte unsicher auf der Gewichtsskala. Ein Durcheinander von Männerstimmen kam aus dem inneren Zimmer, streitend und einander überschreiend. Die Waage bewegte sich, er spähte eifrig nach den Zahlen, dann strahlte er auf – glatt drei Pfund zugenommen. Ein kindliches Lächeln erhellte sein Gesicht. Die Milch tat ihm gut, das war klar. Er nahm zu. Das ließ sich hören, drei Pfund in vierzehn Tagen. Er musste noch mehr trinken. Er trat von der Waagfläche herunter und wollte eben sein Rad nehmen, als er merkte, dass das eine Pedal auf der Waage lehnte. Ein Verdacht verdüsterte sein Gesicht. Hatte das Pedal nicht vielleicht etwas mit seiner Gewichtszunahme zu tun? Er setzte das Rad beiseite und stellte sich wieder auf die Waage. Gespannt sah er auf die Gewichtsskala. Er bewegte den Messingzeiger. Vier Pfund weniger! Nicht zugenommen hatte er, sondern abgenommen! Verloren! Er wog ein Pfund weniger als vor vierzehn Tagen.

Düster nahm er sein Rad und führte es aus dem Bahngelände. Er schwang sich in den Sattel und trat mit stumpfer Ausdauer die Pedale, den Radweg neben den Schienen entlang. »Verfluchte alte Karre! Verfluchter Regen! Vor allem verdammte Milch!« Er wollte nichts mehr davon wissen.

Die Auffahrt, die zum Haus führte, war ein schwarzer Tunnel. Tannen und Balsamfichten schlossen sie wie eine Mauer mit ihren harzduftenden Zweigen ein. Der schwere Duft, der Geruch der Pilze, die unter ihnen wuchsen, war durch die dauernde Nässe der letzten beiden Wochen so gesteigert, dass er fast wie eine fühlbare Essenz war, die aus dem dichten Gehänge der Zweige tropfte und aus der nassen Erde aufquoll. Es war ein Zugang, der zu einem verwunschenen Schloss hätte führen können oder zu der geheimen Zuflucht der Anbeter vergessener Götter. Als der

junge Mensch durch die drückende, duftgeschwängerte Dunkelheit fuhr, bewegte er sich wie in einem Traum und fast als ob er nun ewig so dahingleiten müsste, ins Unbekannte hinein, aus dem ihm kein Licht, keine Wärme entgegengrüßte.

Eine Art Frieden kam über ihn. Er hätte unter diesen alten Bäumen immer weiterfahren mögen, bis ihre gelassen feierliche Würde auf ihn überging. Er stellte sich vor, wie er in das Zimmer zu der versammelten Familie eintrat, die ernste Würde eines dieser Bäume wie einen Mantel um sich geschlagen. Er malte sich aus, wie bei seinem Eintritt ein kühler Schauer sich über die freundlich rauen Geister dieser wenigen erhabenen Wesen legen würde.

Wie er den Kiesplatz vor dem Hause erreichte, fegte der Regen mit noch gesteigerter Heftigkeit ihm entgegen, im Ostwind ratterten die Läden und die dünnen Zweige des Virginiaweins kratzten an der Mauer. Warmes Licht schien aus den Fenstern des Esszimmers.

Er schob sein Rad in einen dunklen Kellergang und ging in den kleinen Waschraum, sich die Hände zu waschen. Als er sie abtrocknete, warf er einen Blick auf sein Spiegelbild in dem kleinen fleckigen Glas über dem Becken: Eine dünne helle Locke hing ihm in die Stirn. Eine lange schmale Nase, hagere Wangen, von Wind und Regen leicht gerötet. Eigentlich sah er gar nicht so schlecht aus, fand er. Er fühlte sich etwas getröstet.

Als er an der Küche vorbeikam, hörte er die gequetschte Stimme von Rags, dem Hausmann, singen:

»Einmal wird dein Herz gebrochen sein ...
wie meins.

Warum soll ich denn weinen,
weinen über deins ...«

Er warf einen Blick auf den roten Backsteinflußboden, die niedere Decke, die rußig war vom Rauche vieler Jahre, in denen Rags' rundliche Frau am Herd gestanden hatte. Er wurde plötzlich guter Dinge. Er sprang die Treppe

hinauf, hing seinen nassen Mantel in der Halle auf und trat ins Esszimmer.

2. Das Lotterielos

Es gab den Abend ein besonderes Gericht zu Tisch. Finch spürte es, sogar ehe er es gerochen hatte, an dem heiter festlichen Ausdruck der Gesichter um die Tafel. Sicher hatte Tante Auguste es bestellt, weil sie wusste, dass Renny nach seinem langen Tag und den Anstrengungen der Pferdeschau ausgehungert sein würde. Finch sollte eigentlich in der Schule warmes Mittagessen bekommen, aber er sparte sein Taschengeld lieber, bestellte sich nur ein leichtes Frühstück und behielt so eine ganz anständige Summe für Zigaretten, Schokolade und sonstige Wünsche übrig. Infolgedessen hatte er abends immer einen gewaltigen Hunger, denn zum Tee konnte er nicht rechtzeitig zu Hause sein. Die Mengen von Nahrungsmitteln, die in seinem hageren Körper verschwanden, ohne Fleisch anzusetzen, waren eine Quelle des Erstaunens und fast der Sorge für seine Tante.

Das besondere Gericht war ein Käseomelett. Mrs. Rags besondere Stärke waren Käseomeletts. Finchs Blicke bohrten sich in die Schüssel von dem Augenblick an, wo er sich zwischen seinem Bruder Piers und dem kleinen Wakefield in seinen Stuhl fallen ließ. Es war nicht mehr viel davon übrig und schon so lange aus dem Ofen, dass es seine erste schmackhafte Lockerheit längst verloren hatte, aber er wünschte leidenschaftlich, dass er das letzte bisschen Käsekruste aus der silbernen Schüssel kratzen dürfte.